

**V**ERDORF **A**ZAR.  
 Illustrierte Damen-Zeitung.

Inhalt: Haschisch. Novelle von E. Vely. (Fortsetzung und Schluß). — Der erste Gang ins Leben. Nach dem Gemälde von E. Schubert. — Das Deutsche Theater in Berlin (mit Porträts). — Wie eine Blume. Von Prinzessin Eugenie von Schweden und Norwegen. — Aus der Geschichte der Webekünste. Von Eugen Kalesse (mit Abbildungen). — Palmblätter von Karl Gerol (mit Illustrationsproben). — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Schach. — Metamorphosen-Aufgaben. — Citaten-Räthsel. — Auflösungen des Nebus, der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 23 und des Räthfels Seite 336. — Correspondenz.

**Haschisch,**

Novelle von E. Vely.  
 (Fortsetzung u. Schluß.)

„Friert Sie, Freund Gnütram,“ fragte die schöne Frau vom Fenster her, ihm ihr Profil zuwendend, „so werfen Sie Holz auf.“

„Nein, Signora Irmgard.“

„So — langweilen Sie sich?“

„Nein, denn ich habe nur allzu bunte Gedanken.“

Sie schwieg wieder. Niemand war so bequem zum Umgang, als Gnütram; wollte man reden, war er da, schwieg man, blieb er rücksichtsvoll stumm. Und sie schwieg jetzt recht oft in seiner Nähe, und auch er schien etwas verändert, er hatte all seine lustigen Scherze von ehemals verlernt und brachte keine seiner philosophischen Thesen mehr vor.

Irmgard dachte an die Morgenstunde im Atelier des Professors. Ihre Büste war vollendet, und es wurde jetzt fleißig an dem kleinen pfeilzielenden Amor gearbeitet. Das Kind saß auf ihrem Schoß, während der Maler modellirte, sie plauderte ihm Italienisch vor und lehrte es deutsche Worte sagen. Seinen Namen sprach er so drollig, sie konnte

ihn nicht oft genug hören, und Professor Landulf war bei alledem heiter, vergnügt, schaffenslustig. Eine Masse von Ideen entwickelte er vor ihr, wollte ihren Rath darüber vernehmen; der Stoff zum Reden ging ihnen nie aus, wie es jetzt doch zwischen ihr und Gnütram der Fall war. Und die Gegenwart des Kindes war zudem so wolthuend, ließ keine schwüle Luft zwischen ihnen aufkommen, keine Andeutungen Landulf's: es hätte immer so fortgehen können, dachte sie, zum wenigsten wollte sie sich nicht erinnern, daß ein Ende kommen müsse.

„Wissen Sie,“ sagte sie jetzt, zu Gnütram herüberkommend, „ich freue mich kindisch darauf, heute einen Einblick in Professor Landulf's Heim thun zu können.“

„Um — Studien zu machen, gnädige Frau?“

„Nein! wie schlecht Sie gleich denken. Um —“ sie stockte und ertöthete.

„Ja, Sie haben ja nun selber keinen Grund! Um — ihn in seiner beglückenden Häuslichkeit zu sehen, wollen Sie doch wol nicht hinzufügen?“

„Gnütram, hat es kein Interesse für uns, die nächsten Angehörigen unserer Freunde zu kennen?“ fragte Irmgard und spielte mit einem Fächer.

„Namentlich, wenn uns dabei die Ueberzeugung werden

soll, wie wenig dieselben für den passen, welchen wir auf ein Piedestal stellen.“

„Sie sind wenig rücksichtsvoll heute,“ murmelte die blonde Frau.

„Weil man mit Ihnen offen sein darf,“ gab Gnütram zurück. „Ich habe,“ er räusperte sich und das Reden wurde ihm augenscheinlich schwer, „nicht ohne Besorgniß Landulf in dieser letzten Zeit beobachtet; es geht etwas in ihm vor und er verschließt sich mir, dem besten Freunde gegenüber. Sie wissen, wir waren schon als Schulknaben mit einander verbunden und die Freundschaft hat gehalten bis — jetzt.“

Irmgard sah überrascht auf.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie an einen Bruch auch nur denken könnten?“

Gnütram preßte die Lippen fest auf einander und antwortete nach einer Pause leise: „So lange er pflichtgetreu und ehrenhaft bleibt, nein!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ flüsterte Irmgard, aber sie wandte ihr Antlitz ab.

Gnütram verschränkte die Arme über der Brust.

„Landulf ist in einer Stimmung, einer Krise, aus der er sich selbst ohne jede fremde Hilfe herausfinden oder in der er untergehen muß. Einen Mittelweg gibt es nicht! Es mag



Der erste Gang ins Leben. Nach dem Gemälde von E. Schubert.

sein, daß im Leben jedes bedeutenden Menschen solche Marksteine aufgestellt sind, dann sind sie da, um Kraft oder Ohnmacht zu erproben, sage ich mir. Findet Landulf den rechten Weg, so büßt er an Selbstsucht ein, aber sein geistiger Horizont erweitert sich, er wird neue Schaffenskraft gewinnen, er wird sein übriges Leben als Consequenz dessen nehmen, was er sich selber geschaffen hat. Gibt er sich nach, so bereitet er sich den Untergang über kurz oder lang."

Die schlanken Finger, welche den Fächer umspannten, bebten, und auch die Stimme zitterte, in welcher dem ernststen Manne erwiedert wurde: „Woraus schließen Sie denn das Alles?"

„Aus Andeutungen Landulf's. Er redet von Verstandesein, von großen Passionen, vertheidigt Menschen, welche alles Pflichtgefühl hintenansetzen, um ihren Neigungen zu folgen, spricht von Herzensrechten, kurz von Allem, womit sich erregte Personen über den Augenblick hintäuschen und Neue für Einbildung erklären."

„So, so!" sagte Frau von Beeren, als habe er ganz Gleichgültiges gesprochen; dann schlug sie ein Album auf, blickte auf die Photographien herab, las den Namen auf einer Visitenkarte und fragte, den Kopf über die Achsel wendend: „Neue! Ja, das ist solch ein Schlagwort!"

„Und steht auch in Ihrem Wörterbuch," erwiederte Gnütram. „Sie thaten noch nichts Unrechtes, doch gesetzt, Sie handelten einmal nicht ganz correct, so würde Niemand größer im Bereuen sein, als Sie!"

Sie sagte nach der Stirn. „Mir ist, als habe ich das selbst einmal irgendwo ausgesprochen." Dann klingelte sie, befahl der Dienerin etwas und ging hinaus, in der Thür sagend: „Wir werden gleich ausfahren."

Als sie fort war, breitete Gnütram die Arme in die Luft.

„O Irngard, Irngard, es ist ja nicht Selbstsucht, was mich zu dieser Härte treibt, es ist Sorge um Dein Wohl! Du würdest weit, weit unglücklicher, als Du es heute bist! Und Landulf — sein Weib, seine Kinder — er würde ein gebrochener Mensch, aus jedem Kinderauge sähe ihn doch die Frage nach der rechten Mutter an — ich weiß es. Und nie mehr würde er schaffen. Nein, es darf nicht sein!"

„Kommen Sie!" sagte die melodische Stimme hinter ihm.

Sie sprachen Beide nicht, als der Wagen sie durch die belebten Straßen führte; in der Menge tauchten nur wenig Carnevalsfiguren auf. In einer Nebenstraße des Corso hielt das Gefährt. Gnütram bot Frau von Beeren den Arm und fühlte, daß sie sich schwer darauf stützte, als sie die Stufen zu Landulf's Wohnung erstiegen.

Der kleine Heinrich lief ihr droben mit einem jauchzenden Schrei entgegen, die anderen Kinder kamen scheuer heran, sie blickte sie alle aufmerksam an, ein Jedes zeigte eine Aehnlichkeit mit dem Vater.

Dann trat Italia auf sie zu und bot ihr unbefangene die Hand. Sie hatte sich auf das Schönste gepuht und war für den Aufenthalt auf dem Balkon mit Mantel und Hut versehen. Dame Santa rauschte in der Seidenschleppe und einem Hut mit himmelblauen Federn herbei.

„Ah, welch eine schöne, blonde Frau Sie sind! Diavolo! Und welch ein Lamm in meiner Tochter steckt, daß sie so gar nicht eifersüchtig ist. Das hat sie von dem Ignazio! Diesen Bildhauern ist nicht zu trauen — und sie macht so wenig Aufhebens davon!"

Irngard lächelte und blickte auf Landulf, der bei den letzten Worten hereingetreten war.

„Sie werden von den Moccoci enttäuscht sein, wie von dem ganzen römischen Carneval," sagte er.

Sie fühlte, wie es ihn bedrückte, sie hier zu sehen, und doch, das hatte sie ihm nicht ersparen können.

„Gott und alle Heiligen!" schrie Santa, „was schwätzt der nun schon wieder. Als ob irgend etwas schöner sein könnte, als ein römischer Carneval! Freilich, ohne Berberi, dies Jahr, aber dafür wird man im nächsten sie schon wieder rennen lassen, ich wette darauf. Und bis dahin haben mir die Heiligen meine Erbschaft sicher zugewendet. Was sollten sie auch den armen Tropf noch länger leiden lassen; es steht heute schlecht mit ihm, wie ich höre. Im nächsten Jahre maskire ich mich auf meinem Wagen und nehme meine Bambini um mich. Ich will eine Sonnenblume sein und die Kinder Knospen, ja, das habe ich ihnen schon versprochen."

„Sind meine Kinder nicht alle gesund und schön?" fragte Italia.

Die deutsche Frau nickte. „Sie sind eine glückliche Mutter!"

„Sie haben gar kein Kind? Poverina!" Landulf's nervöse Finger zuckten auf der Tischplatte.

„Und Signor Gnütram hat nicht einmal eine Frau?" plauderte Italia weiter.

„Freund Gnütram heirathet natürlich nicht, weil er Schopenhauerianer ist," fiel Landulf ein.

„Es hat andere Gründe," antwortete dieser leise.

„Meine Bambini und mein Haus, das ist mein ganzes Glück!" rief Italia. „Alle meine Freundinnen sind viel draußen, ich habe meine Kinder, das ist besser, als die große Welt."

„Ja," fiel Santa ein, „sie ist so selbstlos und geduldig. Aber, wenn ich erst meine Erbschaft habe, so soll das anders werden. Eine Carrozza mit den schönsten Pferden muß her und jeden Tag fahren wir in eine andere Villa."

Irngard betrachtete ein Delbild und eine Büste von Landulf's Gattin.

„Sie war schön und ist es noch," sagte sie ihm leise. Er erwiederte nichts.

„Auf den Balkon, auf den Balkon!" rief Santa, und man folgte ihr.

Draußen wurde es lauter, Musik und Hurrahrufen der Menge, Maskenwagen fuhren auf und nieder, Blumensträuße flogen nach den Balkons hinauf und regneten in die Wagen hinab. Santa hatte einen großen Korb neben sich stehen, zog die Deutsche an ihre Seite und schleuderte unermüdet herunter; wenn ein kühner Wurf traf, lachte sie laut.

Auch die junge Frau amüßte sich, ihre schwarzen Augen blickten fröhlich. Man nahm sehr oft einen hartnäckigen Kampf mit ihr auf, ein Künstlerwagen, welcher unter ihrem Balkon halten blieb, brachte ihr eine besondere Huldigung.

Irngard hörte Landulf's Stimme hinter sich in deutscher Sprache sagen: „Sie bleiben immer große Kinder, diese Italiener, und das Leben ist eigentlich für das ganze Volk ein ewiger Carneval. Nur daß Unserer müde wird, die Narrenkappe stets zu tragen."

„Es ist erst morgen Aschermittwoch," antwortete Gnütram.

„Nein," wehrte Landulf, „ich habe diese Stimmung schon lange. Frau von Beeren, das Stehen wird Sie ermüden, kommen Sie ein Weilchen herein."

Irngard sah nach ihrer Nachbarin.

„Nein," sagte er, ihren Blick richtig deutend, „man wird Sie nicht vermissen, so wenig, wie man des sinnlosen Vergnügens müde wird."

Gnütram war schon drinnen. Die Drei hatten Mühe, einander zu verstehen, so laut war das Straßengelärm, es wollte auch nicht zu einem belebten Gespräch zwischen ihnen kommen. Die Kinder sprangen ab und zu mit ihren Spielsachen, es waren meist Großmutter's Kleidungsstücke, mit denen sie eine lustige Maskerade aufführten.

Landulf holte ein deutsches Buch und fand das Titelblatt zerrissen.

„Sie sehen," sagte er spottend, „es ist nicht ganz philiströse deutsche Hauswirtschaft und Ordnung."

Gnütram that einen tiefen Athemzug.

„Meinst Du nicht, Landulf, es sei tausendmal hübscher, von Kinderhänden ein Buch zerrissen zu finden oder über ein Steckensperd zu taumeln, als immer und immer in ein ödes Heim zu kommen oder von Ort zu Ort zu reisen, mit dem Bewußtsein, überall wieder allein zu sein?"

„Wie tragisch das klingt," antwortete der Künstler, „und es liegt doch nur an ihm, eine Aenderung herbeizuführen. Du hast alle Talente zu einem guten Familienvater, ich gebe Dir die Versicherung —"

Irngard von Beeren schien gar nicht darauf geachtet zu haben, was die Beiden sprachen.

Eben wollte es dämmern, da kam Frau Santa herein, die Arme in die Luft streckend.

„Die Moccoci! rasch die Moccoci!" und sie suchte erst ein Weilchen, um die dünnen Wachsstäbchen zu finden, schrie dann nach Zündhölzchen und vertheilte endlich mit großer Feierlichkeit die Kerzen.

Man trat gemeinsam wieder hinaus, und nun flammten sie auf allen Balkonen, in den Wagen und bis zu den höchsten Fenstern hinauf lustig auf, die glühenden Fünkchen, und unter Lachen und Jauchzen suchte man sie auszulöschen und wieder anzuzünden, die Grallichter des lustigen Herrschers Carneval.

„Ist das nicht schön? ist das nicht lustig?" fragte Santa Florenti ein über das andere Mal, blies mit vollen Backen die Lichter der Nachbarn aus und strengte sich an, das ihrige vor dem Erlöschen zu schützen. „O wie herrlich doch solch ein Carneval ist!"

Ein Weilchen hatte auch die deutsche Frau das heitere Spiel mit getrieben, dann wurde sie müde, hielt die Stäbchen nachlässig neben sich hin und blickte auf das Gewirr hinunter. Dunkler und dunkler war es geworden. Da fühlte sie plötzlich, wie eine Hand nach ihrem Arm faßte, ein Kopf sich herabbeugte, ein rascher Athemzug ihre Kerzen erlöschte machte; sie wandte das Haupt nicht, aber sie wußte, daß es Landulf war, denn ihre Hand wurde nicht mehr freigegeben. Und sie selber konnte sich nicht ohne eine auffallende Bewegung losmachen, Italia beugte sich neben ihr weit über den Balkonrand; sie stand still wie ein Steinbild. Da schlug auch ein warmer Athem an ihre Wange.

„Morgen ist Aschermittwoch, ich habe nichts zu bereuen, ich habe nur Freudiges zu erwarten."

Dann war Landulf zurückgetreten.

„Gnütram," sagte Frau von Beeren wenige Minuten darauf, „ich bin müde, ich möchte fort."

Er machte eine zustimmende Verbeugung.

Italia und Santa, noch immer mit den Moccoci beschäftigt, beachteten ihren Abschied wenig; sie fühlte noch einmal Landulf's festen Händedruck, und der kleine Heinrich hielt ihr wieder die rothen Lippen hin.

Unten wandte sie sich ihrem Begleiter zu: „Lassen Sie uns zu Fuß gehen, ich brauche Luft."

Er führte sie sicher durch das Menschengewühl auf dem Corso bis zur nächsten Straßenecke, dann bog er in eine Nebengasse, und bald verklang all das verworrene Geräusch hinter ihnen.

„Ah!" sagte sie, „dem was draußen tobt, kann man entfliehen."

„Es existiren auch stille Nebengassen im Gemüth, in die man sich flüchten kann," gab er zurück.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch, Gnütram; wie gut Sie manchemal die leiseste Andeutung verstehen."

O, wie er sie verstand! aber sie, sie wollte nicht sehen und wissen, was in seinem Innern vorging.

Gruppen sammelten sich, die den Fackelzug erwarten wollten, mit welchem man die Carnevalspuppe nach der Piazza del Popolo hinausbegleitet, um sie dort feierlich zu verbrennen. Das Paar schritt an Allen vorüber. Als die Beiden vor der Wohnung Irngard's angelangt waren, gab die blonde Frau dem Freunde die Hand.

„Heute wollen wir über nichts reden, ich kann ja auch vielleicht noch Carnevalsträume haben — morgen erwarte ich Sie!"

„Gute Nacht!" sagte er gehorsam; er hatte sie wieder verstanden.

Als Gnütram in seine Wohnung an der Ripetta trat, die einen phantastisch wohllichen Eindruck machte mit all den Stoffen, Bildern und Dingen, die er angesammelt und geschmackvoll arrangirt hatte, erhob sich eine dunkle Gestalt aus dem Sopha.

„Erschrick nicht, Leopold, ich bin's!" sagte Landulf's Stimme, „und der Commentar ist, daß ich nicht daheim sein mochte, in kein Wirthshaus gehen konnte, zu einem Menschen mich flüchten mußte, der mich versteht, meinen jetzigen Seelenzustand."

„Ja!" gab Gnütram zurück, zündete eine Lampe an und stellte sie auf den runden Tisch, welcher mit einer prachtvollen alten Decke behängt war. Dann blieb er mit verführten Armen vor dem Freunde stehen.

„Dein jetziger Seelenzustand?" sagte er gedehnt.

Landulf schaute ihn erregt an.

„Ja, ja, Du weißt, ahnst Alles — Du mußt es gesehen haben mit Deinen kühlen, klugen Augen, wie es um mich steht."

„Allerdings!"

„Dann sage mir — nein," unterbrach sich der Künstler erregt, „sprich nichts und höre mich."

Gnütram setzte sich schweigend neben ihn.

„Was brauche ich lange Worte — ich liebe sie!" rief Landulf mit einem Jauchzen in der Stimme. „Ich weiß, was das sagen will! Ich habe jetzt, jetzt an der Grenze des Alters die Frau gefunden, welche mich versteht — und sie —"

„Sie —" nur das eine Wort streute der Mann mit dem rätthlichen Barte ein; nur er allein wußte, wie schwer es sich aus seiner Brust emporrang.

„Sie fühlt, weiß, wie theuer sie mir ist, ahnt, welch ein Glück uns erblühen könnte."

„Auf den Trümmern eines anderen," sagte Gnütram. Der Bildhauer überhörte das völlig.

„Ich habe es heute erkannt!" rief er. „In meinem eigenen Heim sind mir die letzten Schuppen von den Augen gefallen. Ich muß es Irngard gestehen, sie muß mir das Recht geben, einen scharfen Schnitt zu thun, mich aufzuraffen, ein neues Leben zu beginnen."

„Sie!"

Landulf sprang auf.

„Traust Du etwa der Frau mit der Feuerseele diesen Muth nicht zu? O, wie wenig Du sie kennst! Wie kleinlich Du von ihr denkst! Wie wenig Du weißt, was ein großes Gefühl heißt, was Seelenzugehörigkeit ist."

„Meinst Du, Landulf?"

Der Künstler gestikulirte lebhaft mit den Armen.

„Ich habe entsetzlich gelitten, all das Elend meiner verfehlten Wahl ist über mich gekommen in diesen Wochen, all die Gewissensbisse, mit denen der Entschluß gefaßt werden muß; aber das ist durchgekämpft. Liebe ich dem, was Menschen gewöhnlichen Schicksals Pflicht nennen, getreu, so weiß ich genau, wohin das führen würde!"

„Wohin denn, Landulf?" fragte Gnütram leise.

„In den Abgrund! Zum Ruin als Mensch, Ruin noch mehr als Künstler. Ich kann so nicht weiter schaffen, nicht weiter leben neben einer Frau, die mich nicht inspirirt, und vollends nicht, seit ich mein Ideal verwirklicht gefunden."

„Arme Italia!"

Der Ausruf rührte den Andern nicht.

„Sie ist eine Italienerin, sie wird sich trösten; sie hätte einen Mann haben müssen ihres Landes, der ein hübsches Weib nur als Weib bewundern will und es behängt und aufspuckt, um es in den Augen Anderer noch begehrlischer zu machen. Ich habe das leider zu spät erfahren und einsehen lernen.“

Er drehte dabei einen Stuhl in seinen kraftvollen Händen hin und her, als müsse die geschnitzte Lehne unter denselben zerbrechen.

„Und Du hast fünf Kinder,“ sagte Gnütram bedächtig.

„Ja, Kinder, die ich liebe, aber das sind ja Bande, die sich nicht zerreißen lassen, nicht zerrissen sein sollen.“

Der Andere bog sein Gesicht ganz in den Schatten bei der Frage: „Irmgard's — Frau von Beeren's bist Du sicher?“

„Ich habe noch nicht zu ihr gesprochen, aber ich weiß —“ Gnütram stand auf.

„Landulf, ich lüge nie. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß auch Irmgard Dir Gefühle entgegenbringt, daß sie sich sagt, wenn ich dem Manne früher begegnet wäre, mit dem hätte ich fliegen können bis zur Sonne hinauf.“

Landulf stieß einen Jubelruf aus und legte dem Freunde die Arme um den Hals.

„Das Alles auch einmal von einem Andern sagen zu hören, von Dir, dem ersten Menschen, der weiß, wie es stets in mir aussah!“

„Ich habe noch nicht ausgerebet,“ fuhr Gnütram fort. „Ich glaube das Alles — Irmgard ist aber eine tüchtige, gute Frau, sie wird sich ihres Gefühls nicht schämen, es nicht verleugnen, wenn Du in sie dringst, vielleicht nicht einmal es bekämpfen, aber sie wird nie auf Kosten einer Andern ihr Glück aufbauen wollen, weil sie weiß, daß es um den Preis kein Glück mehr sein würde.“

Der Künstler stand plötzlich so regungslos, wie eine seiner Statuen. „Du lügst!“ schrie er auf.

Gnütram rechnete ihm das Wort nicht an, er sah den gewaltigen Schmerz des Freundes, ihn bleicher werden und endlich wanken.

„Fasse Dich, es wird so sein,“ sagte er milde, „aber es muß getragen werden.“

„Nein, tausendmal nein!“ rang es sich aus Landulf's Munde. „Nimm zurück, was Dich kleinliche Anschauung äußern ließ, reiße mir den Himmel nicht herab, nimm mir den Boden nicht!“

„Ich kann es nicht!“ sagte Jener fest. „Im Uebrigen aber bist Du frei, zu sprechen und zu handeln.“

„Und ich werde handeln, ich habe es schon gethan! Der erste Würfel rollt bereits,“ rief Landulf, „mein Geschick muß sich erfüllen. Ich habe ihr heute Andeutungen gemacht.“

„Und morgen ist Ushermitwoch,“ sagte Gnütram, wie am Nachmittage. Der Künstler blickte trotzig vor sich hin.

„Sie empfindet für mich. Wie sollte sie nicht den Muth haben, die Consequenzen zu tragen!“

„Still!“ fiel der Andre ein, „sie wird sich herausfinden und sie wird Dir helfen. Ich erkenne Irmgard nicht!“

„Gute Nacht!“ sprach Landulf schroff. „Du verstehst mich nicht und sie nicht! Geh schlafen, ich thu es auch, mein Entschluß ist gefaßt!“

Die Thüre schlug hinter ihm zu, zum ersten Male gab ihm Gnütram nicht das Geleit. Er blieb in der Mitte seines Gemaches stehen und drückte die Rechte fest auf sein Herz.

„Wenn Landulf toll genug ist, alles Bestehende zu zertrümmern und sie an sein Herz zu reißen, so wird doch nur sie das Opfer sein — arme, arme Irmgard!“

Dann blickte er in dem Zimmer umher, von dessen Wänden noch soeben die erregte Stimme des Freundes zurückgeklungen. Der matte Schein der Lampe schimmerte über all die Gobelins, gold- und silbergestickten Stoffe, Vasen und Figuren hin; längst Begrabenen, lang Vermordeten hatten sie zu eigen gehört, feurige Herzen, Haß, Liebe, Eifersucht hatten sich darunter geregt, die Menschen waren immer die gleichen gewesen, immer dasselbe bunte Carnevalstreiben, ob im Narrengewand, im Priesterrock oder im Hofkleid. Er lachte bitter auf — Jeder ging seiner Bestimmung entgegen, Jeder muß sein, was er ist, mehr unfreiwillig, als freiwillig.

In dem Schranke, gegen welchen er sich stützte, war sein Hauptschatz verwahrt, ein großer Sammetkasten, in welchem er hunderte von kostbaren und interessanten Ringen aufbewahrte. Oft hatte er der Finger gedacht, die sich damit geschmückt und neulich einen sehr zierlichen aus der Renaissancezeit in den Händen gehalten und gedacht, das müsse ungefähr das Maß von Irmgard's Finger sein.

„Damals träumte ich noch!“ sagte er, nahm die Lampe und ging hinaus.

Heinrich Landulf wanderte durch die Straßen, sein fester, rascher Schritt klang von dem Steinpflaster zu ihm zurück, dann und wann kamen Masken an ihm vorüber, die nach einer letzten Beglione gingen; er hatte auf all das nicht Acht. Gnütram's Zweifel an Irmgard's „Festigkeit und Entschlossenheit,“ wie er es nannte, hatte ihn geärgert. Nicht, daß er an ihr zweifelte, nein, er wußte es, sie dachte vor-

urtheilsfreier, sie hatte, allem Gerede der Welt zum Trost, schon einmal ihre Willenskraft bewiesen, indem sie sich von ihrem Manne getrennt.

So kam er seiner Wohnung näher. Italia würde längst schlafen; er dachte mit einem Gefühl der Erleichterung daran, daß er an diesem Abend nicht mehr in ihre Augen sehen müsse.

Und dabei fiel ihm ein, daß die es ja gerade gewesen waren, die es ihm zu allererst angethan hatten. Für einen Nordländer geben immer die Augen der südlichen Schönen die erste Anziehung.

Wie viel wohlthuender wirkte jetzt auf ihn Irmgard's besonnener, kluger Blick, als das schwarze Gefunkel und Geblicke.

Kleine, heißblütige Italia! Er hatte eine Furcht vor Scenen und Thränen, Vorwürfen, Drohungen, und die mußten ihn ja erwarten, und Mama Santa tauchte vor ihm auf, so rundlich, energisch, kreischend, keifend. Wenn er dem Allen entgehen könnte, wäre es leichter, sich auf die Insel der Seligen zu retten.

Morgen wollte er zu Irmgard reden. Da war er an der Thüre seines Heims. Die fünf Kinder! Es war plump von Gnütram, ihn daran zu erinnern; er war gewiß ein zärtlicher Vater, er konnte auch der Frau, welche ihm die Kinder geschenkt, ein guter Freund bleiben, wenn nur erst Alles, jede Scene überstanden wäre.

Als er eben den Schlüssel im Schlosse umgedreht, erstaunte er, noch Licht zu sehen. Was war passiert? Ein Kind krank, Italia in Angst an einem der fünf Bettchen? Nein, sie sah nicht traurig aus, denn sie stand ja jetzt vor ihm und blickte ihn freundlich lächelnd an.

„Ich habe auf Dich gewartet,“ Heinrich,“ setzte sie hinzu, bei dem deutschen Wort eine kleine Anstrengung machend, „gewartet, um Dir Allerlei zu sagen.“ Ihre kleine Hand hatte sich in die seine geschoben und ihre weißen Zähne blitzten zwischen den schönen Lippen.

„Heinrich — so will ich jetzt immer sagen, ich habe es von unserm Knaben gelernt.“

„Ah, Kind, Du bist noch auf?“ Er brachte vor Stauen und Befangenheit nur diese ganz nutzlose Frage heraus.

„Freilich, es kam so unerwartet und ist doch aufregend,“ sie zog ihn mit sich herein. „Und ich weiß nicht, ich hätte auch sonst nicht schlafen können, ich war unruhig, weißt Du, weil ich Dir allerhand abbiten muß, ja, ein recht böses Gewissen habe ich, Heinrich!“

War er denn von einem Traum umfangen?

Nein, die weiche Wange, welche sich da an die seine lehnte, war warm und greifbar und durch seine Finger lief ein Zucken, als möchten dieselben sie streicheln.

„Die Kinder schlafen wol sämtlich?“ fragte er. Er wäre dankbar gewesen, hätte plötzlich eins hellauf weinen wollen, um das peinliche Alleinsein mit Italia zu stören. Und sie sah an diesem Abend so verführerisch aus in einem dunkelrothen Schlafrock, der ihre Farbe hob.

„Freilich schlafen sie,“ sagte die junge Mutter und legte seinen Hut hin, den er noch immer wie ratlos zwischen den Fingern hin- und hergedreht hatte. „Und Du, wo warst Du, beim Wein? Nein, nicht böse werden, ich stelle ja kein Gramen an.“

Dann hatte sie ihn mit sich hereingezogen.

„Ich — ich habe noch mit einem Freunde zu reden gehabt.“

„Ja, diese Freunde! Aber, freilich, es liegt an uns Frauen, wenn wir so dumm sind und unsere Männer nicht verstehen,“ sagte die schöne Frau mit dem Tone eines altklugen Kindes. „Gnütram hat es mir klar gemacht. Heinrich, der ist ein guter Mensch!“

„Ja!“ antwortete der Künstler. Er kam sich wie auf der Anklagebank vor hier unter den Blicken Italia's. Sie horchte auf die Uhr. „Es wird Zeit, daß ich rede, die Mutter kann gleich zurück sein.“

„Du thust so geheimnißvoll,“ er stockte, sollte sie Argwohn bekommen haben?

„Nicht mich anschauen,“ flüsterte Italia, „dann kann ich's leichter beichten,“ und das war in seinem Interesse ganz gut, denn nun gewahrte sie nicht sein Gesicht und das, er fühlte es, war unsäglich dumm in diesem Augenblick. Die kleine, warmherzige Frau wollte etwas auf der Seele haben, that, wie um eine große Schuld besorgt.

„Heinrich,“ fuhr sie fort, „ich war recht schlecht, mißtrauisch und eifersüchtig auf Dich, den besten, liebsten Mann, den doch so gar nichts ansieht! Eifersüchtig auf die Deutsche! Allerhand Gerede hat's gethan, und dann auch, weil ich dachte, eine Blonde müsse Dir auf einmal besser gefallen.“

„Kind, Kind!“ stammelte er.

„Nein, nicht böse werden!“ bat sie im süßesten Schmeicheln. „Ich habe ja all meine Dummheit und Thorheit eingesehen und bin reuig. Gleich, als ich ins Atelier kam, wußte ich's, daß die mir nichts anhaben konnte, sie ist ja längst nicht so jung und schön wie ich,“ setzte sie naiv hinzu, „aber gut und klug, und eine kluge Frau nimmt keiner andern das Herz des Mannes fort. Und darum habe ich sie

gebeten, heute zu kommen. Ich wollte noch eins wissen und nun weiß ich's auch: sie ist nicht kotett.“

Er streichelte ihre Hand. Es war wirklich ganz mechanisch, nur mehr aus Verlegenheit, aber sie freute sich, lachte auf und rief: „So schlecht war ich und so lustig bin ich jetzt, so sorglos und beruhigt!“

Er that einen tiefen Athemzug, wenn er doch damit hätte die Bergelast von der Seele wälzen können, und hier, neben Italia sitzend, kam er sich wie ein Ungetreuer Irmgard gegenüber vor. Und die Arme hier machte es ihm mit ihrer Sorglosigkeit nur noch schwerer; ja, es war schwerer, als Thränen und Vorwürfe zu ertragen, diese kindliche Sicherheit.

„Solche Gedanken kamen Dir?“ er konnte nicht weiter. „Irmgard,“ stöhnte er. Wenn sie ihn nur plötzlich zur Hilfe gekommen wäre. Aber sie war fern und die schönen Augen seines Weibes lächelten ihn an.

Wenn ihn Gnütram jetzt so sähe, mußte er denken! Noch vor kaum einer Stunde hatte er demselben erregte Reden gehalten und den Kopf geschüttelt und ihn einen Lügner genannt, weil er an Irmgard's Festigkeit, ihm zu folgen, gezweifelt.

Wenn Gnütram doch Recht hätte? Wenn die kluge, kühle Frau aus dem Norden sich ihres Gefühls voll bewußt, doch den Muth der Entfagung besaß?

Muth der Entfagung! Woher hatte er nur plötzlich das Wort? Und warum schlug es nicht mehr wie ein Höllenklang an sein Ohr?

Der Kopf seines Weibes lag an seiner Schulter; sie blickte zu ihm auf, so gläubig, so vertrauend. Hätte er nicht niedergedrückt zu ihren Füßen stürzen sollen?

„Bist Du böse, Heinrich?“

Lag denn ein Zauber in diesem Wort? Hatte ihn Irmgard neulich nicht damit an seine todte Mutter erinnert, und nun klang derselbe Name so lieblich von den Lippen seiner Gattin!

„Kleine, liebe Italia!“ sagte er weich. Ein Gefühl unendlicher Beschämung kam über ihn; die unschuldige junge Frau da neben ihm klagte sich an und er, was hatte er für Absichten, Regungen, mit welchen Gedanken war er eben noch unter das Dach getreten, unter welchem sie mit den fünf Kindern weilte.

„Du zürnst mir wirklich nicht?“ fragte sie und schmiegte sich auf's Neue an ihn, „zürnst mir nicht? Und ich bin so dumm der klugen Frau gegenüber, das habe ich wol eingesehen. Aber schau!“ und hinter dem Sophasissen hervor holte sie ein Buch. „Das ist eine deutsche Grammatik und seit ein paar Wochen studire ich schon fleißig, und Enrico, — nein, Heinrich sage ich ja jetzt nur — zur Strafe, daß ich auch nur einen Augenblick an Dir gezweifelt habe, will ich nie mehr rauchen — ist's recht?“

Ja, wie gut sich die rothen Lippen küssen ließen, ohne den leisen Rauchgeruch, das empfand er jetzt. Und mit aller Gewalt mußte er sich halten, um nicht aus der Rolle zu fallen und durch ein unvorsichtiges Wort sein eigener Ankläger zu werden.

„Ja, Deutsch will ich lernen, denn ich habe nun doch begriffen, daß ein Mann wie Du die Gesellschaft seiner bedeutenden Landsleute braucht und daß er sich schämt, wenn seine Frau so dumm neben ihm steht. Die Deutsche sprach heute so klug.“

„O Irmgard, Irmgard!“ sagte es in seinem Innern.

Plötzlich stieß Italia ein fröhliches Gelächter aus.

„Mein Himmel, ist es denn denkbar, daß wir hier plaudern und ich Dir von der Mutter gar nicht rede. Gleich, wie Du fort warst, hat man sie zu dem Bio geholt; er hat sterbend nach ihr verlangt, sie sei seine Erbin, sie solle nur kommen, ihn noch einmal zu sehen, und nun ist sie bei ihm gewesen und vorhin schon kam die Todesnachricht.“

„Ah!“ machte Landulf.

Italia strich dem Gatten die Stirn frei.

„Habe ich nicht ganz kluge Gedanken, mio Enrico! Die Mutter wird sicherlich sehr gerührt sein, wenn die große Hoffnung ihres Lebens erfüllt sein wird und in der ersten Freude bitte ich sie, uns hinauszuziehen zu lassen; sie soll hier in der Wohnung am Corso bleiben, da kann sie, ohne Dich zu plagen, genug Karten mit dem Sacerdote spielen. Ist's recht, Heinrich?“

„O, Du kluge, kleine Frau!“

Sie lachte; wie hell das klang.

„Bravo, daß Du mich lobst! Es ist hier eng, nicht wahr? Die fünf Kinderlein und immer werden sie größer und es können ja auch noch sechs werden, wer weiß denn das!“

„Barbar, Barbar, schändlicher, pflichtvergessener Mann!“ sagte eine Stimme in ihm.

Die junge Frau legte die Hände zusammen.

„Meine besten Vorsätze, Heinrich. O, ich werde es doch endlich lernen und einsehen müssen, daß Gobelins schöner sind, als unsere blauen Vorhänge. Was die andern Künstlerfrauen können, soll ich das nicht auch lernen? Und wenn, ja wenn ich mit der deutschen Frau nur Freundschaft schließen könnte. Sieh, ich weiß wol, so muß man sich benehmen, wenn man eine vornehme Dame sein will!“

„Frau von Beeren wird bald abreißen,“ sagte Landulf etwas dumpf, und dabei stieg der heiße Wunsch in ihm auf, er möge wahr prophezeit haben. Irngard's Entfernung brach den Zauber wol vollends. Und war es Zauber gewesen oder Pflichtvergessenheit?

Die arme, ihn so heiß liebende Italia hatte er verlassen wollen? War er denn ein Sinnloser gewesen?

„Kommt!“ flüsterte er, „ich will die Kleinen im Schlafe sehen.“

Neben seinem Weibe stand er an den Betten. Es war gut, daß die schwarzen Augen nicht in sein reueerfülltes Herz blicken konnten. Und dann klang wie aus der Ferne Gnütram's ruhige Stimme an sein Ohr. Hatte der nicht gesagt, Irngard würde sich schon aus dem Kampfe herausfinden — allein?

Es war gut, daß Gnütram so geredet hatte, jetzt gewiß gut. Aber er selber dem so heiß „verehrten“ Weibe gegenüber? Müßte er ihr noch einmal in die Augen sehen? Wer ihm das erspart hätte!

Ein rascher Klingelzug.

„Das ist die Mutter,“ sagte Italia. „Soll ich sie nicht lieber erst allein sehen. Du weißt schon warum!“

Er nickte und ging in sein Zimmer hinüber. Dort schritt er rasch auf und ab, an seinem Barte nagend, seine Hände verschränkend.

„Irngard!“

Freilich, seinen begehrliehen Wünschen war sie ganz entrückt. So klug, so anmuthig sie war, seine Italia konnte er doch nicht um ihretwillen verlassen; mit tiefer Beschämung hatte er das noch zu rechter Zeit erkannt. Aber die heutigen Andeutungen —

Drüben sah Michel Angelo's Kopf zu ihm herüber. Ein Gedanke kam ihm, er griff zur Feder, schrieb hastig, warf sie dann hin, er glaubte die Lösung gefunden zu haben.

„Heinrich!“

Ja, wenn ihn Italia immer so gerufen hätte, wäre sicher die Versuchung gar nicht an ihn herangetreten, dachte er.

Sie sah neben der Mutter. Signora Santa war tränenüberströmt und hielt dem Schwiegerjohn die Rechte hin.

„Alle Heiligen! Nun ist er todt und die Erbin bin ich! Nun ist es da. Es soll wirklich mehr als eine Million sein. Nun ist der Traum meines Lebens erfüllt.“

Er drückte ihre Hand, sie zog die Tochter an sich.

„Und schwach, wie ich nun einmal bin, habe ich ihr alle Wünsche erfüllt. Warum? Ich verstehe es nicht, aber sie behauptet, daß sie mit ihrem Todesco sehr, sehr glücklich ist. Und eines habe ich immer gesagt, die Liebe ist etwas, das läßt sich nicht commandiren und dem kann man nicht wehren. Eine Vecchia, wie ich, hat Erfahrung darin.“

Aschermittwoch! Man sieht es der Bevölkerung, die heute wie sonst durch die Straßen eilt oder schleicht, nicht an, daß das drückende Gefühl von Reue und Buße über sie gekommen sei, dachte Irngard, als sie im offenen Wagen ins Atelier fuhr. Wie sonst schreien und lärmten Obst- und Zeitungsverkäufer, bettelten Männer, Frauen und Kinder, fuhren die Mietkutschker kreuz und quer, um einen Fahrlustigen zu erschrecken. Wie sonst lachte die Sonne, aber ein kalter Wind blies den Staub in die Höhe.

Mit einer sonderbar abergläubischen Regung hatte sie heute Morgen eine dunkelblaue Toilette zurückgelegt und wieder Schwarz gewählt. Es war ihr, als müßte sie etwas zu Grabe tragen, auch äußerlich, denn innerlich war ihr schon Klarheit des Gefühls gekommen. Und sie hätte gewollt, daß sie selber den frommen Glauben besäße, um sich in eine Kirche zu stellen und das Aschekreuz auf ihre Stirne drücken zu lassen.

Grau, reuevoll und büßfertig sah es in ihrem Innern aus. Sie hatte heiß gewünscht, Rom verlassen zu haben, als ihre Büste vollendet war, der kleine Amor hätte nie begonnen werden müssen; sie hatte damit dem Künstler Concessionen gemacht, anscheinend Rechte eingeräumt, von denen er gestern schon Gebrauch gemacht, und wenn sie heute kam, so sollte er aus ihrem Wesen sehen, daß sie keineswegs gesonnen sei, ihm irgend welche Gedanken zu gestatten. Klug und kühl nannte man sie in den Kreisen ihrer Heimath; daß sie nicht immer kühl bleiben konnte, hatte sie empfunden, ihre Phantasie und ihr Herz hatten sich geregt, aber „klug“ und gerecht, namentlich wo es Andere betraf, das konnte und mußte sie sein. Und sie wollte es! Sie hatte sich nach einer schlaflosen Nacht zu diesem Entschlusse durchgerungen.

Sie sprach sich nicht frei von Schuld, sie klagte sich an. Sie wußte zu gut, daß sie „haschisch“ gesucht für Seele und Herz. Wenn Landulf sie schmähte: weshalb hast du mich geduldet, statt mich sofort streng zurückzuweisen? So hätte sie keine Erwiderung darauf, erröthen müßte sie unter seinem Blick, zittern bei seiner Frage. Wie in einem Traum war sie gewandelt, immer am Abgrund entlang und nicht sie allein hätte endlich hineinstürzen müssen, Andere wären mit ihr gefallen.

Haschisch! Ein kurzer, bunter Glückstaumel und ein recht elendes Erwachen. Sie sah es klar vor sich, sie blickte

auf ihre Hände, als klebten Schuldmale daran; zum Zerstoren waren sie allerdings schon erhoben gewesen.

„Gnüttram, redlicher, treuer Freund,“ sprach sie vor sich hin, „Du sahst mich an mit Deinen ersten Augen. Ich verstand die Sprache wol! Nein, ich bleibe die, welche ich war, trotz Allem. Du ehrliche Seele sollst Dich nicht in mir geirrt haben.“

Und dann dachte sie an Italia! Wie kindlich hatte sie geplaudert, wahrlich, härteren Seelen müßte eine Reue gekommen sein. Sie war die Mutter von Landulf's fünf Kindern — wer das vergessen könnte aus Selbstsucht?

Jögend trat sie durch die Thüre des Ateliers und fragte nach dem Meister. „Er war da und ist wieder gegangen, es ist ein Todesfall in seiner Familie,“ bestellte man ihr, „aber er lasse die Signora bitten, den Amor anzusehen.“

Sie nickte. Also heute sollte sie ihn nicht sprechen. Es war vielleicht eben so gut, sie konnte sich dann noch mit mehr Ruhe in ihre Rolle — war es eine solche? — finden.

Und wenn zwischen dem Gestern und der nächsten Begegnung mit ihr und Landulf mehr Tage lagen, mochte es auch für ihn leichter sein, ihr wieder in die Augen zu sehen. Als Gnütram am Abend zuvor von ihr Abschied genommen, da hatte der Entschluß bei ihr festgestanden, das gefährliche Spiel, denn das war es geworden, mit Landulf aufzugeben. Sie war ihm gut, sie empfand unendlich viel für ihn, sie glaubte, ihn zu verstehen, aber sie wollte tapfer sein für ihn und für sich. Sie hatte zu viel Lebenserfahrung, um an die sogenannten „große Passion“ noch zu glauben, noch weniger an ein haltbares Glück, das aus dem Zusammensturz eines anderen erwachsen, aufgebaut werden sollte. Warum sie das Aschekreuz verdient hätte? Weil sie doch zwischen durch Visionen gehabt, sich mit Landulf vereint gesehen hatte, an sein Schaffen gedacht, an ein Heim nach seinem Sinn, in welchem künstlerische Luft wehte!

„Krankhaft, krankhaft!“ sprach sie jetzt vor sich hin. „Die Reue hätte in den Ecken gemistet, das Heimweh für ihn. Er ist keine Natur, die straflos Alles zertrümmern kann und auf ein Wrack sieht und sagt: „Schwimme nur, schwimme!“

Er hätte sich vielleicht die Kraft zugetraut, ich nicht, und deshalb muß man ihn aufwecken, so lange es noch die rechte Zeit ist. An die Sonne müssen wir hinaustreten und ohne Blinzeln hinausblicken. Und wenn jetzt sie und Landulf einander sich die Hände hätten reichen können, um sich zu sagen: „Wir können uns nicht Alles sein, seien wir Freunde!“ sie hätte das für noch gefährlicher gehalten. Lieber mit ehrlicher Stirn sich gegenüber stehen, besser die Finger in die Wundmale legen und dann wandern, Jedes seine eigenen Wege. Freilich, Landulf hatte es leichter, er besaß Ruhm, ein Heim, hoffnungsvolle Kinder — sie war allein.

„Mit Schopenhauer'scher Weltanschauung,“ sagte sie und lächelte still und strich einer Nymphe über die weißen Markmorglieder. Dann blieb sie vor einem Löwen stehen, der seine Pranken zum Schlagen hob; es war ein kraftvolles Werk.

„Löwe — Welt, Du sollst nicht mehr nach mir aus-holen,“ dachte sie.

Darauf ging sie ins Studio. Es war Alles so grabes-till, die bekannte, liebe Gestalt trat nicht wie sonst grüßend hinter einem Gestell oder einem Schirm hervor, die Sonne fiel schräg herein, wie am ersten Morgen und eine vereinsamte Fliege summt gegen ihre Wange. Ein küßles Erschrecken rieselte ihr durch die Glieder. Einmal mußte auch diese Arbeitsstätte vereinsamt, verlassen sein, wie Alles im Leben.

Wo war dann sie? An einem Ort, wo die Nachricht sie nicht mehr ereilen konnte, schon vorausgegangen durch das dunkle Thor? Oder an irgend einem dunklen Platz in der Welt, wo sie auch allein war, wie heute?

Sie seufzte und wandte sich dann nach dem Amor um. Landulf mußte in den frühen Morgenstunden gearbeitet haben. Es war unverkennbar, einige kleine Aenderungen waren vorgenommen, jetzt war die Gestalt fertig. Wie schelmisch der Ausdruck! Wie kühn gehoben der Pfeil!

Ja, wenn sie droben war im Norden, in dem, was sie Heimath nannte, ohne Heimathgefühl und der kleine Schelm da stand und sah zielend nach ihr herüber, wie manchemal würde sie mit stillem Lächeln denken, daß Amors Schöpfer ihrem Herzen gefährlich geworden sei, um dann mit stolzen Lippen das Wort vor sich hin zu sprechen: „Ueberwunden!“

Langsam ging sie näher an das Gestell heran; von dem Postament der Amorette flatterte ein Blatt herab und fiel ihr vor die Füße. Es war an einem Draht dort oben befestigt gewesen. Machte ihr Landulf eine schriftliche Mittheilung? Seine Züge waren es, Verse? Sie las. Bei der ersten Zeile erkannte sie den Gegenstand und die Beziehung; es war ein Sonett Michel Angelo's, das er in höchstem Alter an eine Dame gerichtet, die er geliebt, deren Name aber, wie Hermann Grimm's Buch über den großen Künstler berichtet, nie bekannt worden ist.

Die Worte hatte sie längst auswendig gewußt; jetzt aber las sie dieselben in Landulf's Handschrift, als sei es zum ersten Male.

„Noch einmal spannst Du gegen mich den Bogen? Laß ab! die Zeiten sind nicht mehr die alten, Und lies in meiner Stirne ersten Falten, Es sei die Gut von ehedem verfloten!“

Ja, stürmte die noch! wären die Gedanken Noch ungezäumte Rosse, unbeschrieben Die heitre Stirn und wären fest geblieben Die Schleier, die mir von den Augen sanken,

Da wär' ich noch ein Ziel für Deine Blicke, Verwundbar noch von Deinen Federspellen — Nun aber spare sie — sie prallen ab.

Willst Du, daß Dich ein Schmerzschrei entzünde, So mußt Du Andre mit dem Gift ereilen, Das meiner Brust genug zu dulden gab.“

Sie schluchzte, als sie das Blatt zusammenfaltete, sie, welche so lange nicht das Maß der Thränen in ihren Augen geduldet — aus Stolz.

Dann fügte sie die bebenden Hände über einander und sagte leise: „Es ist gut, gut, daß es sich so löste, gut, daß alles Andere uns Beiden erspart blieb. Ich kann reiner, verklärter sein Bild jetzt in mir mit hinwegnehmen, wie das eines lieben Abgeschiedenen. Er ist größer, als ich geglaubt. Diese Erkenntniß ist mir wie eine Gnade geworden.“

Darauf zog sie die Handschuhe herab, drückte leise mit dem Zeigefinger auf die Mundwinkel des Amors, der lachende Zug verschwand, etwas von wehmüthigem Trost zeigte sich statt dessen; dann zerbrach sie den Pfeil, welchen sein rechtes Aermchen schwang. Die Spitze war der Waffe genommen und drüben an dem Tische schrieb sie auf ein leeres Blatt: „Der entwaffnete Amor.“

Das war ihr Abschiedsgruß an ihn. Noch ein Blick durch den stillen Raum, Segenswünsche dabei in ihrem Herzen, dann war sie hinausgegangen.

„Ist die Signora zufrieden?“ fragte unten der alte Diener.

Sie lächelte ihm freundlich zu.

„Sehr zufrieden, die kleine Aenderung wird Euer Herr schon verstehen.“

Sie ließ ein Goldstück in die Hand des Mannes gleiten, welcher ihr so häufig die Thüre geöffnet und trat in den Sonnenschein hinaus.

Eine Weile sah sie nicht, wohin sie ging, die Sonne blendete oder die Augen schmerzten sie. Es war ja gleich, nur hinweg, weiter, allein.

„Signora, ah Signora!“

Ein Wagen hielt mit einem plötzlichen Ruck neben ihr und aus demselben beugte sich Signora Santa.

„Signora, Sie müssen es doch auch wissen, ich bin eine Erbin geworden, eine reiche Erbin! Die Heiligen und meine Hoffnungen haben mich nicht betrogen.“

Irngard sagte freundlich einige beglückwünschende Worte. Santa nahm dieselben mit der Haltung einer Königin entgegen.

„Ein ganz neues Leben muß es nun werden für meine Kinder, Dio! Es ist gekommen, wie ich gesagt.“

Der Wagen rollte weiter.

„Es ist Alles gut und recht gekommen,“ sprach die blonde Frau vor sich hin.

Um die Mittagstunde ließ Gnütram bei Irngard anfragen, wann er sie sprechen könne. Sie ahnte, warum er komme, Landulf war bei ihm gewesen.

„Ich werde auf dem Forum sein, im Sonnenschein,“ schrieb sie auf ein Blatt für ihn. Das allein war der rechte Ort, wo sie noch einmal über Alles nachdenken und reden konnte.

Sie hatte sich auf die Steinstufen gesetzt, welche zur Basilica Julia hinaufführen, der Sonne wehrte sie nicht einmal durch einen Schirm.

Drüben gingen Fremde mit Büchern; bei dem Capitol und am Fuße des Palatin grub man nach neuen Alterthümern, um sie kümmerte sich Niemand. Dicht neben ihr waren Kreise in den Steinboden geritzt. Vor zweitausend Jahren hatte das Volk dort gespielt. Manch heißer Wortkampf mochte sich der elenden Kreise halber entsponnen haben, und wie lang schon waren die Stimmen, welche mit einander haderten, verklungen, die Finger, welche sich nach dem Gewinn ausgestreckt, vermodert, Kinder und viele Kindeskinde untergegangen, aber über die die Striche in dem Gestein fiel die Sonne, sahen hunderttausend Augen von Nachgebornen.

„Ein einziger Gedanke über all das könnte Einen von unnützer Haschischträumerei kuriren,“ sprach Irngard vor sich hin, die bleich und müde aussah, „oder, wenn ich das Talent zu etwas mehr Leichtsinne bekommen hätte, den Durst nach einem beständigen Nausch steigern, das Eine und das Andere läßt weniger Spuren zurück, als es hier Kreise und Striche auf dem Boden der Basilica Julia gibt.“

Ein Schatten fiel vor ihre Füße, dann stand Gnütram neben ihr. Sie reichte ihm die Hand und er setzte sich ebenfalls auf die Stufen.

„Wenn ich mir heute hier noch eine Erkältung hole, so nehme ich sie mit als von klassischer Stätte. Ich reise morgen nach Neapel,“ sagte sie. Das war die schnellste Art gewesen, das Gespräch auf das zu lenken, was gesagt werden mußte.



Er sah sie unendlich traurig an, aber er warf kein bedauerndes Wort ein. „Ich sah Landulf,“ begann er nach einer Pause. „Sie gestatten doch, daß ich von ihm rede?“  
 Es gelang ihr, ziemlich unbefangen zu lachen.  
 „Ich denke, Sie wollen mir keine Abhandlung über die Via Sacra oder Julius Cäsar als Erbauer dieses Platzes hier halten. Ich weiß, daß Sie um Landulf's Willen kamen.“  
 „Seine demüthigsten Bitten um Verzeihung.“

„Reden Sie nicht aus,“ fiel sie hastig ein. „Ich habe Heinrich Landulf nichts zu verzeihen, er hat mich nicht anzulagen. Wir wollten Beide versuchen, Opium zu rauchen, es ist gut, daß wir noch an der Schwelle umkehrten — das ist Alles!“  
 „O Irngard, ich bewundere Ihren Muth, den hat nicht jede Frau, das von sich zu sagen!“  
 „Es ist nichts Großes,“ entgegnete sie leise, „nur ein

wenig Wahrheitsliebe einem rechtschaffenen Freunde gegenüber.“  
 Seine Lippen kniffen sich zusammen. So gleichgiltig war er ihr, daß sie ruhig zu ihm von ihrer Neigung zu einem Andern zu reden vermochte. Aber sie sollte ihn auch nicht schwach sehen.  
 „Ich habe Ihnen im Namen Landulf's eine kleine Beichte abzulegen.“

„Wo zu? Es ist Alles gekommen, wie es kommen mußte.“  
„Weigern Sie ihm das nicht,“ bat Gnütram für den Freund, „es wird ihn beruhigen.“

Sie beugte still, sich einverstanden erklärend, den Kopf vor.  
„Den Michel Angelo'schen Versen,“ sagte Jener, „ging eine Abendscene voran. Landulf war erregt von mir geschieden; wir hatten Ansichten ausgetauscht, ohne gleicher Meinung zu werden.“

Jrmgard blickte rasch auf. „Sie haben das Rechte gesagt, Sie zweifelten nicht daran, daß noch zu guter Stunde mir die Befinnung kommen würde?“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete er warm, „Sie haben die Wahrheit gesprochen. Landulf fand sein Weib noch auf ihn wartend; sie hatten lange nicht ein solches Zwiegespräch, wie es sich dann entwickelte. Er entdeckte in der Römerin, welche er mit Unrecht für oberflächlich gehalten, zartere Regungen, den Wunsch, ihm geistig mehr zu sein, und was ihn rührte und beschämte: sie hatte sich der Eifersucht angeklagt, grundloser, und hat ihn um Verzeihung. Landulf hat ein weiches Herz, er dachte an seine Kinder.“

„Hören Sie auf, Gnütram!“ bat die bleiche Frau leise; „es ist völlig genug für das gegenseitige Verständniß. Meine Antwort auf die Apologie an Amor werden Sie auch bereits kennen. Die Waffe des kleinen Schelms hat keine Spitze mehr!“

„Jrmgard, Sie sind eine große Frau!“

„Nein, mein Freund, nur recht vernünftig.“

Er beschrieb mit seinem Stock Kreise auf den Steinplatten. „Wohin wenden Sie sich denn von Neapel?“

„Wer weiß das? dahin, wo ein frischer Luftzug weht! Und ich sollte nun auch einmal ganz nordwärts. Italien ist herrlich, ich kam aber zu oft, ich muß eine längere Zeit vergehen lassen! Wenn ich wiederkomme, wird Heinrich Landulf ballfähige Töchter haben und der kleine Amor, den ich so sehr bewunderte, bereits seine Mitschüler nicht mehr prügeln, sondern herausfordern, ja, wer kann in die Zukunft sehen!“

In regelmäßigen Intervallen auf die Steine mit einem Stock stoßend, kam eine braune Gestalt über das Forum, ein Bettelmönch. An seiner linken Schulter schimmerte ein rothes Kreuz, ein langer weißer Bart hing tief bis auf den Gürtel hinab.

Jrmgard und Gnütram hatten sich erhoben. Der Alte blieb vor ihnen stehen und wandte sich in französischer Sprache an sie.

„Wie die Sonne da über die Steine hinscheint. Ich weiß noch, daß dieser Platz hier mit grünen Bäumen besetzt war, unter denen ging ich hin. Es wird Alles anders auf der Welt, ich reise immer, immer.“

„Woher kommen Sie?“ fragte Gnütram. Der Alte gestikulirte mit seinem Stock.

„Ich bin aus Lyon, ich reise immer. Ich habe alle Länder in Europa gesehen, ich bin sechsmal im heiligen Lande gewesen und mehr als zwanzigmal in Rom. Die Stadt war aber früher anders; ich bin noch unter Bäumen hier oben gegangen, ja, fromme Dame, als Sie noch gar nicht auf der Welt waren.“

„Er ist ein Malermotiv hier unter den Trümmern,“ sagte Jrmgard.

„Sechsmal habe ich am heiligen Grabe gebetet,“ begann der Mönch wieder; „ich reise von Ort zu Ort.“ Dann wandte er sich an den Säulenresten entlang.

Jrmgard und Gnütram gingen zwischen den Ruinen hin, sie mochten Beide nicht viel Lust zum Reden haben. Neben einer umgestürzten Marmortafel blieb die blonde Frau stehen: „Ah, sehen Sie, die Visitenkarte des Pilgers!“ In unorthographischem Französisch war mit Bleistift auf die weiße Platte gekritzelt: „L'abbé, Pilger aus Lyon, achtzig Jahre alt.“ Der Regen wird die Schriftzüge bald verwischen.

„Und die Zeit der Alten,“ fügte Gnütram hinzu.

„Wer weiß, wie wir ausschauen, wenn wir uns einmal wieder begegnen,“ sagte Jrmgard. Sie hatte scherzen wollen, aber es mißlang.

Gnütram's Lippen zuckten. „Muß ich Ihnen hier auf dem Forum Lebewohl sagen?“

„Nein! Sie dürfen sogar morgen mit einem Blumenstrauß an die Station kommen.“

Oben rief sie einen Wagen an und nickte ihm, hinein springend, zu. „Bis morgen!“

Der Pilger war zwischen den Säulen verschwunden, die Frau, welcher Gnütram's heiße Liebe geglitten, der sie immer gelten würde, wurde morgen in die Weite entführt. Hätte er sie nur glücklich gewußt, sein eigener Schmerz wäre weniger bitter gewesen.

Der Pilger zwischen Trümmern, immer wandernd von Ort zu Ort, war der nicht ein Bild ihres beiderseitigen Lebens? Zwischen Trümmern von Lebensglück, zwischen Ruinen zogen sie weiter, für nichts dankbar, als für den erwärmenden Sonnenschein, in den doch auch Andere, Glücklichere blicken durften.

Noch immer war der braune Mönch vor seinen Blicken. Ah, er, Gnütram, hatte auch an der Schwelle des heiligen

Landes gestanden, aber nicht einmal beten hatte er dort dürfen.

„Wohin, wohin?“ fragte ihn eine etwas krächzende Stimme. Er sah in das härtige Antlitz des Malers Stock.

„War das nicht die schöne Frau von Beeren, welche da an mir vorüberfuhr? Schöne Frau! Du hast wol eben ein tête à tête mit ihr gehabt? Landulf soll ihr auch ein wenig hofirt haben! O diese Frauen, die da zu uns über die Alpen kommen.“

„Frau von Beeren reist morgen ab,“ sagte Gnütram, wie aus einem Traum aufwachend.

„So! Das ist auch wol für Eure Ruhe gut, mein theurer Freund — scheint mir ganz so zu sein!“ dann gab er dem Dastehenden noch einen Schlag auf die Schulter.

„Welch ein Geschwätz!“ rief Gnütram. Dr. Stock lachte wie ein Faun und ging.

### Wie eine Blume.

Von Prinzessin Eugenie von Schweden und Norwegen.\*  
Deutsch von Emil Jonas.

Wie tief verborgen auch dein Stand,  
In Duft gehüllt, du Blume klein,  
Denk' nicht, daß dich des Herrn Hand  
Vergaß, fehlt dir sein Sonnenschein.  
Verborgen vor der Welt, das heißt:  
Gesichert sein vor Streit und Qual,  
Im Schutz des Herrn und süß gepeist  
Mit Himmelsstau und Gnadenstrahl.

Und Keiner auf der ganzen Welt,  
Wie fern er ihrem Treiben ist,  
Darf fürchten, auch im fernsten Zeit,  
Daß ihn des Lebens Herr vergißt!  
Ihr Blumen all' im Frühlingshag,  
Ihr steht in Gottes Liebespficht,  
Der spendet, was euch frommen mag:  
Bald Regenguß, bald Sonnenlicht!

### Aus der Geschichte der Webekünste.

Von Eugen Kalesse.

Weit hinauf in das graue Alterthum, in die Anfänge menschlicher Cultur, reichen die Nachrichten von Kunstgeweben, von köstlichen Stoffen aller Art und künstlichen Stickereien. Wir wissen aber nicht, ob letztere der Ornamentweberei vorangegangen oder ob die Stickerei aus den ornamentirten Geweben hervorgegangen ist. Diese so wichtige Streitfrage soll uns heut nicht beschäftigen; wir eilen weiter, in eine Zeit, welche uns näher liegt. Erst mit dem Mittelalter, und wollen wir es genauer nehmen, erst mit den Zeiten Justinian's (527—565) nimmt das Bild, welches wir uns von den Webekunstfertigkeiten der Alten machen können, festere Contouren an, denn reichlicher fließen jetzt die Quellen. Altherwürdigen Reliquienjürgen, Gräbern, Handschriften und vor allem vielen Kirchenschätzen entsiegen neuerdings Ueberreste altbyzantinischer Webekunst und in vielen Autoren damaliger Zeit finden wir einen erwünschten Commentar zu den wieder aus Tageslicht beförderten Originalstücken. Wir kennen heut sehr genau die Textur, den Namen, die Farbe und vor allem die kunstvolle Ornamentation der Luxusstoffe jener Epoche, welche die Geschichte der Seidenweberei als die byzantinische bezeichnet. Ihr Typus erhielt sich bis ins XII. Jahrhundert.

Waren es zu den Zeiten des großen Justinian die Griechen gewesen, welche den Persern das Geheimniß der Seidenwebekunst abgelauscht hatten und selbst die Verzierungsweise derselben nach Byzanz verpflanzten, so waren es, nach der Eroberung Spaniens durch die kampflustigen Horden der durch Afrika anrückenden Araber, nun Morgenländer selbst, welche um die Wende des ersten Jahrtausend der Fabrication kostspieliger Gewebe auf europäischem Boden neue Bahnen eröffneten. In Palermo, der Perle Siciliens, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, klapperte unaufhörlich der arabische Webstuhl und die Spindel lief ihren geschäftigen Gang. Wie viel wäre von den köstlichen Producten dieser islamitischen Webekünstler zu erzählen, wollten wir nur allein ihrer Fertigkeiten auf abendländischem Boden gedenken! Mit großem Interesse förderte der junge Sicilianerkönig Roger II. (1127—1154) die Seidenwebekunst in dem berühmten „Hôtel de thiraz“ (eine Manufactur, welches am königlichen Palaste lag). Hier arbeiteten die fleißigen Muselmanen im Verein mit lateinischen und griechischen Christen jene bewundernswürdig feinen bunten Croiségewebe mit den chaotischen Mustern orientalischer Thier- und Pflanzengestalten. Diese Periode arabischer Geschmacksrichtung kennen wir als den zweiten großen Entwicklungsabschnitt abendländischer Seidenkunst unter dem Namen: die „sicilianisch-sarazenische“; sie fällt in den Zeitraum vom XII. bis XIV. Jahrhundert.\*\*

Doch all' die europäischen Fabrikate deckten nicht das Bedürfniß an kostspieligen Zeugen, welche das Abendland für Kirche und Burg begehrte. Der Handel brachte daher in Massen die gerühmten farbenglühenden Seiden, Zeuge und Schleier aus dem fernen Morgenlande. Die Italiener vermittelten Export und Import sehr schwunghaft, sie beherrschten die Handelsemporien an der afrikanischen, ägyptischen und syrischen Küste.

Während so Handel und Eigenfabrication das Abendland hinlänglich mit köstlichen Erzeugnissen versorgte, begann sich von Sicilien aus, die überkommenen Ornamentations-Formen typisch festhaltend, die Weberei mehr und mehr über die Apenninhalbinsel auszubreiten und ihre Sitze in den durch Handel zu Reichtum und Macht gelangten Städten Oberitaliens aufzuschlagen. Es begann mit diesem Zeitpunkt ein

\* Die jüngere Schwester des Königs Oscar II.  
\*\* Eine eingehende Schilderung dieser Epochen brachten wir bereits 1882, Seite 316 und 350. — Vergl. auch Kalesse, „Geschichte der Seidenwebekunst vom Mittelalter bis zum Roccoco.“ Leipzig 1883.

dritter großer Abschnitt in der Geschichte der mittelalterlichen Luxusweberei, der bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts hinaufreicht. Er bildet eine der glänzendsten Perioden, welche die Webekunst, in christlichen Händen liegend, zu verzeichnen hatte. Vollendete Technik, später eigene Musterbildung und täuschende Imitation der Vorbilder morgenländischer Lehrmeister zeichnen diese Epoche aus, deren hoch ausgebildete Fertigkeit die noch vorhandenen Reste wieder spiegeln. Italien, die Wiege so vielen Kunstschaffens und feinsinnigen Fühlens, im Bunde mit eigenartiger Geschicklichkeit, wurde auch auf dem Gebiete der Textilkunst Ausgangspunkt neuer Regungen, die bald mit Macht um sich griffen.

Schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts sehen wir im oberitalienischen Lucca blühende Seidenwebereien, die der Stadt einen Ruf verschafften, welchen sie aber nicht lange darauf mit ihren Schwesterstädten theilen mußte. Die Unruhen, die im Anfang des XIV. Jahrhunderts die Stadt innerhalb ihrer Mauern heimsuchten, die blutigen Kämpfe, in denen ihre eigenen Bürger sich selbst gegenüberstehend die Klinge zeigten, schlugen tiefe Wunden in den inneren Zusammenhang des socialen Lebens, sie zerrissen die Bande eines Gewerbezweiges, welchen die Lucchesen gleichsam als alleiniges Privilegium besaßen und

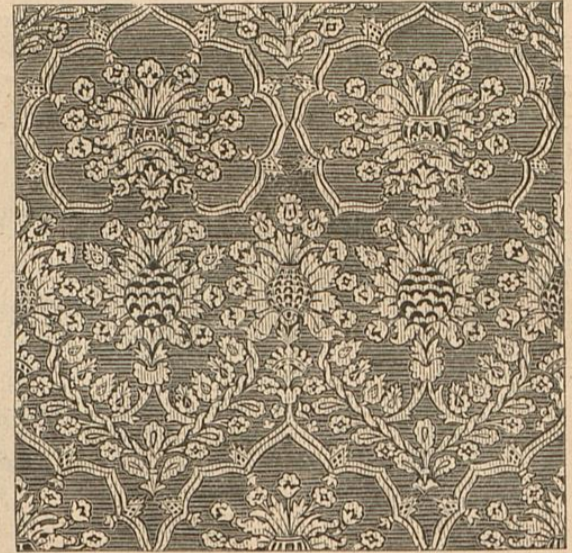


Fig. 1. Granatayfelmuster, grüner Seidenstoff des 15. Jahrh. (Museum schief. Alterth. in Breslau.)

der sie zu Macht und Reichthum emporgehoben hatte. Die Weber kehrten zum großen Theil Lucca den Rücken, — anderweitig in Frieden ihr Kunsthandwerk fortsetzen zu können — Bologna, Florenz, Genua, Mailand, Siena und Venedig nahmen sie auf und förderten ihr geschätztes Gewerbe. Florenz, die Metropole der Kunst und Wissenschaft, beherrscht von einem Kunst- und Handwerk vollkommenden Fürstenhause, erstarbt durch Handel im Wohlstand, der dem Luxus und der Verschwendung die Thore öffnete, wurde bald ein zweites Lucca. Die Stadt brachte während des XIV. und XV. Jahrhunderts die Webekunst auf den höchsten Höhepunkt und machte ihre Manufacturen zu Weltinstituten.

Die fortwährenden Bürgerunruhen, der rastlose Wurm der demokratischen Regierung der italienischen Städte, veranlaßten jedoch manche Weberfamilie, die Heimath zu verlassen, und so eilte die Kunst über die Alpen nach Frankreich, von da nach Burgund und den Niederlanden. In Lyon, in Paris, in der Provence ließen sich die italienischen Seidenweber nieder. Frankreich's Könige schützten sie und statteten sie mit seltenen Privilegien aus, und so wurde schon damals der Grund zu jenen berühmten Fabriken gelegt, die noch heut den ersten Rang in der Seidenfabrication behaupten. Burgund und Flandern wetteiferten mit Italiens regem Kunstfleiß, im XV. Jahrhundert brachten sie Fabrikate in den Handel, die weit und breit gesucht wurden. Die kostbarsten Brocate, besonders aber in den kräftigsten Farben leuchtende und schillernde groß gemusterte Sammete, verließen die Offizinen neben den berühmten Teppichen und Bildwirkereien, zu denen selbst Raphael's Hand Carons lieferte. Brügge, Mecheln, Brüssel, vor allem das Bildtischstädtchen Arras, waren die Stätten regsten Webe-Kunstfleißes.

Werfen wir aber nun einen flüchtigen Blick auf die Musterungen der Sammet- und Seidenstoffe dieser Periode. In der ersten Zeit, bis ins XIV. Jahrhundert hinein, versuchten sich die oberitalienischen Webekünstler nicht in selbstständigen Neubildungen von Ornamenten für ihre Gewebe, sie hielten treu an dem von den Arabern eingeführten Geschmack und copirten die orientalischen Vorbilder, die Thiergegestalten, die spärlichen Blüthenstengel, selbst auch die Inschriften, die



Fig. 2. Streumuster, geschorener Sammet gelb-schwarz, Italien. Anfang 17. Jahrh. (Museum schief. Alterth. in Breslau.)

der Moslim einzuweben pflegte. Erst im XIV. Jahrhundert werden sie freier und beginnen auf den alten Bahnen wandend zu werden, sie verlassen die alte Vorliebe für die bizarren Bestien und suchen ihre Motive in der Pflanzenwelt. Auf wolfsähnlichen Ranken sitzen geblühteste Weinblätter, Trauben, gefächertes Nessel- und rundes Kleeblatt, dazwischen huscht noch manchmal eine der Thiergestalten, ein Drache, Panther, Pelikan, Löwe oder ein springender Hirsch als Erinnerungen



Fig. 3. Violeter Lyonese Brocat. 17. Jahrh. (Museum schief. Alterth. in Breslau.)

an das Erbtheil aus dem Süden. Am Ende des XIV. Jahrhunderts beginnt ein Ornament gewaltig durchzubrechen und tonangebend durch das ganze XV. Jahrhundert hindurch die Kunstweberei zu beherrschen: das Granatapfelmuster (vergl. Fig. 1). Seinem Ursprung nach orientalisches, ward es in Italien aufgenommen und in Frankreich und Flandern bis zu höchster Entwicklung ausgebildet. Besonders die burgunder und niederländischen Stoffe, die schweren Sammete, zeigen die künstlichsten Bildungen dieses Musters zwischen phantastischem Rankenwerk oder bald wieder einfacher als Knospe, die den hereinbrechenden Sonnenstrahl erwartet, um zu herrlicher Blüten-Entfaltung aufzuspringen. Man hatte die effectvollsten Musterungen hervorzubringen verstanden; reiche Goldbrochirung oder die Verwendung von mehreren Farben selbst im Sammet, dessen Lustre oft bis zum heutigen Tage wenig eingebüßt hat, brachten in die Zeichnung Licht und Schatten und fesselten so das Auge.

Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, daß Luxus-gesetze erlassen werden mußten, welche gewissen Ständen das Tragen kostbarer Stoffe, wie sie Italien, Frankreich und die Niederlande in enormen Massen producirten, verboten, daß Ferrara beispielsweise 1420 Länge und Anzahl von Seiden- und Brocatkleidern seinen Bürgerfrauen vorschrieb. Es war auch kaum anders möglich, als daß besonders in Handelsstädten sich Luxus und Verschwendung einschlich. Die Bürgerschaft war durch blühenden Handel reich begütert, sie war daher auch im Stande, Kunst und Handwerk zu unterstützen. Das mächtige Venedig, das reiche Florenz, der Sitz von Kunst, Wissenschaft und einer Geldaristokratie, unter Cosimo's liberalem Scepter, besaßen im Anatrocento hunderte von Seidenwebereiwerkstätten; ja der Florentiner Chronist Benedetto Dei erzählt, die Stadt habe allein dreißig Werkstätten besessen, welche nur die Goldfäden für die Webereien herstellten.

Der mittelalterliche Goldfaden ist ein ganz sonderbares und in seiner Art höchst interessantes Präparat. Ein dünner Seidenfaden bildet die Seele, um ihn schlingt sich ein Gewinde von kaum sichtbarer Feinheit in der Breite eines halben

Millimeters. Dasselbe besteht aus einem platten Häutchen, das nur auf der einen, im Gewebe nach außen gekehrten Seite vergolbet ist. Dieses Häutchen wurde als dem Bauchfell des Schlachtwiehs gewonnen. In Europa wurde das Geheimniß der Kunst, so Goldfäden herzustellen, die sich durch einen milden Glanz und besondere Güte auszeichneten, nicht bekannt und blieb schon damals ein unerforschliches „Mysterium.“ Man bezog die Fäden wie die Rohseide und Farben aus dem Orient. Cypern war für diesen Artikel der Hauptstapelplatz und von der Insel erhielt das Fabrikat den Namen: „Cypri-sches Gold“ (or de Chypre). Im XIV. und XV. Jahr-hundert wurde die Industrie in Italien gepflegt, man konnte aber nur hier diese Umwicklung des Seidenfadens (Seele) aus einem vergolbeten Silbergespinnst herstellen. Doch zurück zu Seiden und Sammet.

Man fabricirte Brocate, Sammete, Damaste, Sa-tins, Atlas, Taffets, auch die während des ganzen Mittel-alters eine große Rolle spielenden Baldacs, ferner Came-lotte und einen sehr kostbaren Goldstoff, den „Imperial“, von dessen bester Qualität das Pfund 60 Lire kostete. Wir besitzen noch heute einen Tractat der Seidenweber von Florenz aus dem XV. Jahrhundert, welcher uns die interessantesten Aufschlüsse über die damalige Technik und die Stoffe selbst gibt. Nicht gering waren auch die Bedürfnisse des mode-süchtigen Frankreich mit seinen in Leppigkeit schwelgenden Hofhaltungen, es brauchte gar, wie uns ein alter Autor an-gibt, neben den vielen und prächtigen inländischen Fabrikaten jährlich noch für acht Millionen orientalische Luxus-stoffe!

Unter solchen günstigen Umständen war es möglich, daß die Seidenwebereien sich glänzend entwickelten und Künstlerisches an den Tag fördern konnten; es läßt sich ihre hohe Betriebs-samkeit in Italien, Frankreich und Flandern noch das XVI. und XVII. Jahrhundert hindurch verfolgen, bis zu der Zeit, in der endlich Lyon die Centrale dieser Manufactur wurde. Die großen Muster verschwanden allmählich mit dem Umfich-greifen der Renaissance, an die Stelle des Granatapfels treten wieder kleine zarte Blättchen, Knospen und Blüten-stengel, das sogen. Streumuster (Fig. 2), welches der modernen schmiegamen spanischen Tracht sich besser an-passen ließ.

Ein klassisches Seidenbessin der Renaissance bildete das sogenannte Vasenmuster in seinem eleganten Formen- und Linienpiel. Später fanden auch größere Musterungen viel-fach Verwendung für Möbel- und Tapetenstoffe, deren Zeit mit der Renaissance begonnen hatte. Venedig und Spanien lieferten im XVII. Jahrhundert neben den kleinen „Streu-mustern“ jene schwellenden Sammete mit fuhohen schwing-vollen Pflanzendecorationen, welche wir heute noch an der Lehne oder dem Sessel manch alten Lehnstuhls studiren können. Wie die leichten Renaissanceformen aber schließlich in den aus-schweifenden koketten Verschlingungen und Windungen des Barock- und Rococo-Stils aufgingen, so war auch für das Ge-webemuster das Signal zum Umschwung gegeben. Die be-scheidenen kleinen Blütenstengel verwandelten sich in üppig wuchernde ungeheurer Blumenranken und Guirlanden, welche in seltenem Farbenreichtum und von Gold- und Silberfäden-einhuß frozend nun den Gewebefond zu zieren bestimmt waren. Es war dies der Geschmack der Zeit des vierzehnten und des fünfzehnten Ludwig. Frankreich beherrschte damals Mode, Luxus und Tournaire der feinen Welt; Lyons Stern war endlich aufgegangen und Alles trug die farbenvollen Seiden der alten Rhône-stadt und putzte sich mit den gold-schweren Bändern und Schleifen vom französischen Webstuhl. Wol kein Ornament hätte trefflicher die Zeit der Perrücke, des Orangenparfüms und der graziosen Stöckelschuhe cha-rakterisiren können, als diese in allen erdenklichen Farbentönen gehaltenen Blumenbessin von Lyon. Aber auch diese Epoche ging dahin, als mit einem Male sich die unheilvollen Wolken der französischen Revolution erhoben. Wie vom rajendem Wirbelwind erfasst, zertrüebte die bunten Blumenbouquets des Rococo und die Mächtlichkeit des Empire verwißte alle Spuren eines dominirenden stilgemäßen Dessins.

### Das Deutsche Theater in Berlin.

In jüngster Zeit hat die Reichshauptstadt ein Kunstinstitut er-halten, das nicht nur für Berlin, sondern voraussichtlich für die-Entwicklung der deutschen Theaterverhältnisse überhaupt von großer-Bedeutung zu werden verspricht. Es ist das eine Schöpfung ganz eigener Art, bebingt nur derjenigen des théâtre français in Paris zu-vergleichen. Das Höchste, was die deutsche Schauspielkunst bisher zu-leisten vermocht, ward durch die Hoftheater dargebracht. Die Wiener-Burg und das Berliner Schauspielhaus, München und Dresden haben in-verschiedenen Blütheperioden, in Einzeldarstellungen wie in künst-lerischem Zusammenspiel, theatralische Kunstgenüsse ersten Ranges ge-boten. Ihnen stellt sich seit Kurzem das „Deutsche Theater“ an die-Seite. Statt aller Subventionen jener Staatsinstitute, besitzt es in-der freien Vereinigung einer bewährten leitenden Kraft und einer-Anzahl von Künstlern ersten Ranges ein Grundcapital von unschätz-barem Werthe. Friedrich Haase, August Förster, Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann, Namen von bestem Klang in der deutschen-Bühnenwelt, haben sich mit dem bewährten Arronge vereinigt, um ein Schauspiel zu schaffen, das, wie die bisherigen Leistungen er-weisen, heute schon mit dem besten deutscher Zunge erfolgreich weiterföhrt.

Arronge, der Kopf, die leitende geistige und geschäftliche Kraft des Ganzen, bringt reichste Erfahrung mit. Sohn eines tüchtigen-Theaterdirectors, selbst jahrelang Bühnenleiter und einer der belieb-ten deutschen Theaterbichter, hält den Apparat, den er selbst er-zielen, in sicherem Gange. Werben auch Repertoire, Rollenbelegung, Engagements collegialisch berathen und festgestellt von den Societären, so bleibt ihm doch die Ausführung, die jeinische Ueberwachung. Föhren auch heute Förster, morgen Haase die Regie, so ist Arronge doch der leitende, ordnende Kopf, wie ja der Director jeder guten-Hofbühne neben seinen Regisseuren. Still und unmerkbar, ist sein-Wirken, doch von größtem Einfluß für das Gedeihen des Ganzen.

Desto entschiedener treten die künstlerischen Persönlichkeiten der-andern Societäre hervor. Weiße Erwägung oder ein glücklicher Zu-fall hat da eine Vereinigung von Individualitäten geschaffen, deren-Talente einander aufs glücklichste ergänzen, ohne sich bei einiger Vor-sicht in den Weg zu treten. Friedrich Haase ist in beiden Welt-theatern bekannt und geschätzt als Darsteller vornehmer Charaktere. Scharfer Beobachtung, feinem Verstand, sorgsam reflectirendem Ge-schmack danken seine Bühnengebilde Gestalt und Züge, mehr als un-mittelbar hervorquellendem warmem Herzblood; mehr seine Komik als-unmittelbarer Humor spricht uns in seinen Geschöpfen an. Inter-essant, fesselnd, pikant sind sie alle, in sauberster Kleinmalerei aus-geführt.

Förster dagegen bringt ein warmes Herz, reichen Humor, das Gemüth eines deutschen Webermanns allen seinen Gestalten mit. Knorrig und weich, herzlich und brüst, heiter und ernst, gibt er immer ein Stück volles Leben, deutsches Leben am liebsten und besten. Wie diese beiden ehemaligen Directoren des Leipziger Stadttheaters, jeder gleich groß in seinem Genre, gegen einander contrastiren, das konnte man bewundernd wahrnehmen in „Kabale und Liebe,“ in „Minna von Barnhelm,“ wo Kalb und der alte Miller, Riccaut und Just aus dem trefflichen Ensemble als Einzelleistungen ersten Ranges hervortraten.

Friedmann bewahrt sich als Intrigant und Bösewicht immer eine gewisse Originalität. Er ist niemals Schablonenschauspieler, niemals übertyrant er die Tyrannen. Er verfügt über einen ge-wissen schurtischen Humor, der seine schlechten Menschen gut kleidet, dieselben uns menschlich näher bringt. Figuren der höheren Gesell-schaft, vornehme Cavaliere gelingen ihm nur dann vollständig, wenn sie etwas erotischer Natur sind, einer fremderen, etwas in Fäulniß-gerathenen Welt angehören, wie z. B. der Fürst Udaschkin in „Graf Waldemar.“ Für moderne Bonvivants sollte er sein schönes Talent nicht opfern.

Barnay endlich vollzieht im Deutschen Theater den Uebergang in ein anderes Rollenfach, an dem er sich nur noch manchmal durch gelegentlichen Rücktritt in das bis jetzt noch ungenügend besetzte Fach der Helben hindern läßt. Derartige Opfer, im Interesse des jungen Kunstinstituts gebracht, werden ja künftig jowol bei Friedmann wie bei Barnay seltener werden; das wollen wir beiden wünschen, denn die Debuts Ludwig Barnay's im Fache der Helben- und Charakter-väter waren von ganz vorzüglichem künstlerischen Erfolge; er wird



Hier, ähnlich wie Sonnenthal mit seinem Risler und Fabricius, bald ein Specialist ersten Ranges werden.

Die Leistungen dieser vier Societäre des Deutschen Theaters sind ja aber bekannt und oft nach Gebühr gewürdigt worden.

Um aber vollendet Harmonisches, innerlich Ausgeglichenes zu bieten, Gesamtvorstellungen, wie sie dem Range dieses Theaters entsprechen, mußte der feste Stamm sich mit größerem Personal umgeben.

Von den jugendlichen Künstlern, die das Deutsche Theater in sein Ensemble gestellt hat, ist Josef Rainz jedenfalls ein vielversprechendes Talent.

Palmlblätter von Karl Gerok,

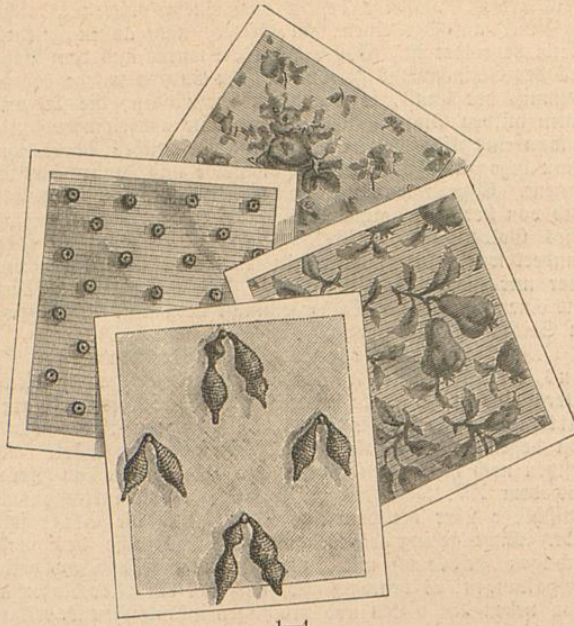
mit Illustrationen von Paul Thumann u. a. (Fünfundzwanzigste Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers.) Die Verlagsbuchhandlung C. Greiner in Stuttgart hat das feierliche Ereigniß, da die schönsten tief gemüthvollen geistlichen Gedichte des Prälaten von Gerok zum 50. Male in das deutsche Publicum hinausgehen, um zu der alten Freude, die sie seit 26 Jahren in weitesten Kreisen verbreitet, zu der alten Herzenserquickung, die sie Kaufenden von Feiern bereitet, neue vermehrte, vertiefte hinzuzufügen, aufs Würdigste dadurch begangen, daß sie dieselben in unvergleichlich schöner Ausgabe, geziert vor Allem durch Illustrationen des ebenso genialen wie anmuthigen Meisters P. Thumann (von denen wir umstehend eine Probe geben), dem Publicum darbietet.

Mode-Notizen.

Sie kehren immer wieder, die alten Sorgen! Und je schneller die Mode wechselt, je kostspieliger und luxuriöser ihre Mäuren sind, um so größer die Sorge, um so belasteter unser Toilettenbudget, um so complicirter das Rechenexempel, das sie uns bereitet.

Da es einen jähen Wechsel also heutzutage in der Mode nicht mehr gibt, so werden auch die nachfolgenden Namen der Gewebe dem Ohr wie dem Auge mehr oder weniger vertraut sein.

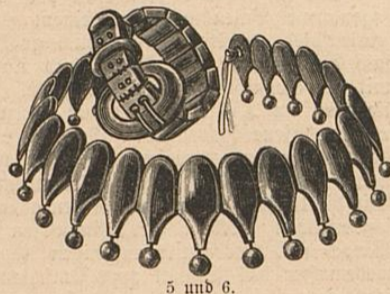
In Seidenstoffen sind es die ungezählten Ottomanarten mit schmaleren und breiten Rippen, mit gesticktem Plein, mit Damast-destin, mit damastirter großer Pleinfigur, die wiederum eine bunte brodirte Blume oder Frucht aufweisen, außerdem die Changeantstoffe gleichfalls uni, damastirt, brodirte, mit Sammetplein; die Pompadour- und Chinestoffe, welche bei der augenblicklich herrschenden Far-



1-4.

benfreiheit besonders glückliche Effecte erzielen und sehr am Platz sind. Während früher die vollständige Uebereinstimmung der Nuancen den Schwerpunkt in der Toilettenfrage bildete, handelt es sich jetzt um den Farbenaccord und es dürfte sich empfehlen, einige Mühe um tiefere Erkenntniß des Wesens der „Iris“ nicht zu scheuen.

Neben den obigen Stoffen vergaß ich zu erwähnen, daß das Schwarz mit ihnen in völlig gleicher Geltung steht, ja daß man demselben sogar eine gesteigerte Bedeutung prognostiziert.



5 und 6.

Während früher die vollständige Uebereinstimmung der Nuancen den Schwerpunkt in der Toilettenfrage bildete, handelt es sich jetzt um den Farbenaccord und es dürfte sich empfehlen, einige Mühe um tiefere Erkenntniß des Wesens der „Iris“ nicht zu scheuen.

Vorübergehend war bereits auf Seite 335 des Bazar des Pelzwerkes gedacht und unseren Leserinnen die Zusicherung eingehenderer Berücksichtigung gegeben. Hoffen wir vorerst, daß die Beschaffung derartiger Artikel mehr durch das Bedürfniß eines allegorischen Hinweises auf den Winter, als durch die Nothwendigkeit, Schutz gegen seine Unbill zu gewahren, geboten sei; auch nimmt sich selbst bei milder Temperatur ein Plüschmantel mit Besatz und dazu gehöriger Vervollständigung von dem ebenso gebiegenen wie kostbaren „Schwarzfuchs“ und „Seotter“ recht gut aus.

Weiße Pelzwerke sieht man gar nicht und selbst in der Bekleidung unserer kleinsten hat sich der Prozeß der Färbung vollzogen: die Mäntel, Barettts und Kragen sind vorwiegend grau. Den Abendmänteln mit Pelzfutter rede ich noch besonders das Wort. Warm und praktisch zugleich, haben sie den Vorzug der Billigkeit. Ueberzüge aus Rajshmir, Wollen-soleil, Ottoman; Futter aus Hamster, Feh, Lapin; äußere Ausstattung bestehend in Shawlkragen, Schnurreinfaßung etc. (siehe Abb. 7), das sind Mäntel, die schon von 50 M. an auf der Verkaufsstufe figuriren.

Das Pelzwerk sieht man gar nicht und selbst in der Bekleidung unserer kleinsten hat sich der Prozeß der Färbung vollzogen: die Mäntel, Barettts und Kragen sind vorwiegend grau. Den Abendmänteln mit Pelzfutter rede ich noch besonders das Wort. Warm und praktisch zugleich, haben sie den Vorzug der Billigkeit. Ueberzüge aus Rajshmir, Wollen-soleil, Ottoman; Futter aus Hamster, Feh, Lapin; äußere Ausstattung bestehend in Shawlkragen, Schnurreinfaßung etc. (siehe Abb. 7), das sind Mäntel, die schon von 50 M. an auf der Verkaufsstufe figuriren. Bezugsquelle für Pelz- und Rauchwaaren: die Kürschner-Verfäbrer von G. S. Herpich, Berlin, Leipzigerstr. 116.)

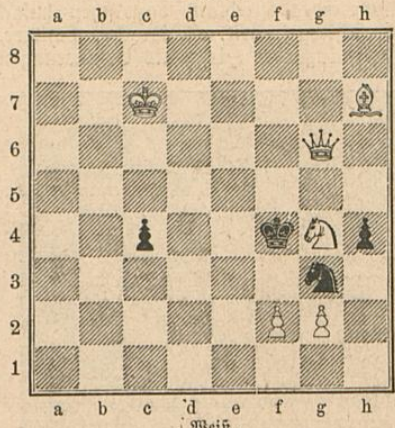


7.

Schach.

Aufgabe Nr. 116.

Von B. Wiza in Leipzig. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 114 Seite 320.

- 1. T g 3 - g 8. Schwarz. 1. K h 7 n. g 8. Weiß. 2. S f 7 - h 6 matt. A. Weiß. 1. . . . . Schwarz. 1. T e 4 zieht. Weiß. 2. S f 7 - g 5 matt. B. Weiß. 1. . . . . Schwarz. 1. L h 8 - g 7 oder n. f 6. Weiß. 2. T g 8 n. g 7 oder S h 5 n. f 6 matt.

Metamorphosen-Aufgaben.

- 1. Doppelmetamorphose: „Die vier Jahreszeiten“ in drei Verwandlungsreihen mit je fünf Zwischengliedern. 2. Doppelmetamorphose: früh ist mit vier Zwischengliedern in spät zu verwandeln. 3. Doppelmetamorphose: schwer ist mit fünf Zwischengliedern in leicht zu verwandeln.

Auflösungen der Metamorphosen-Aufgaben Seite 336.

- 1. a) arm, alm, halm, helm, heim, hein (Freund Hein der Tob), wein, weih (Raubvogel), weich, reich. b) berg, bern, bein, bei-, bai, bau, tau, than, thal. c) lust, list, leist, leis-, leid. d) hand, hans, hass, fass, fuss. 2. a) licht, leiche, -eichel, eif-el, enkel, dunkel. b) jubel, gabel, gau-1, -au-, maus, mauer, trauer. c) anfang, -fang, -eng, ende. d) morgen, orden, ob-en, abend. e) tag, lage, lache, nacht.

Citaten-Räthsel.

In den folgenden 9 Citaten sind der Reihe nach die neun Wörter enthalten, welche eine bekannte Stelle aus einer Nocturnen Ode, den Anfang einer beliebigen Artie ergeben; also das erste Wort der Stelle in 1 das zweite Wort der Stelle in 2 u. s. f.

1. Alles in der Welt läßt sich ertragen, Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

2. Der König darob sich verwundert schier Und spricht: „Der Becher ist dein, Und diesen Ring noch bestimm' ich dir, Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein.“

3. Der Natur furchtbare Stimme siege, Und der Freude Wange werde bleich, Und der heil'gen Sympathie erliege Das Unsterbliche in euch!

4. Freiheit und Gleichheit! hört man schallen; Der ruh'ge Bürger greift zur Haken, Die Straßen füllen sich die Hallen, Und Bürgerbanden ziehn umher.

5. Wer nie sein Brot mit Thränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte Auf seinem Bette weinend saß, Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

6. Wär' der Gedank' nicht so verwünscht geschickt, Man wär versucht, ihn herzlich dumme zu nennen.

7. Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit - Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raume stoßen sich die Sagen.

8. Gebenke des Schmutzes Beim Blute des Vaters, Hier ford're ich als Todter Zur Rache, zur Rache dich auf.

9. Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Auflösung des Rebus Seite 336. Verschwiegenheit.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Nr. 23 Seite 336. Die Gesellschaft bestand aus 132 Personen. An 7 Tischen saßen 17, an 8 Tische 13 Personen. Nach dem späteren Arrangement saßen an 12 Tischen je 11 Personen. Die Gleichung, die der Aufgabe zu Grunde liegt, ist: 7x + 13 = 12y. Sie führt zu dem Resultate: x = 12s + 5 und y = 7s + 4.

Auflösung des Räthfels Seite 336: Zeitmaß.

Correspondenz.

Verschiedenes. Frau v. N. in G. Zur Vereitung des zur Zeit allbeliebtesten sogen. „Nelson-Beestea's“ bedient man sich einer für diesen Zweck besonders hergestellten kleinen Pfanne. Dieselbe wird mit Butter versehen, dann thut man ein Lorbeerblatt und demnächst das rohe Flet hinein, fügt zerschnittene Pilze, Morcheln, Champignons u. s. w., sowie gelochte in Scheiben geschnittene Kartoffeln und auch etwas geriebenen Parmesankäse hinzu und schließt die Pfanne mit dem dazu gehörigen eingreifenden Deckel. Das Ganze läßt man etwa 1/2 bis 1/3 Stunde auf dem Herde dämpfen und servirt das fertige Beestea! in der Pfanne. Von der Beestea!-Pfanne selbst geben wir nebenstehend eine kleine Skizze. Die Pfanne ist von Kupfer gefertigt, innen vergolbt und hat einen abnehmbaren Stiel, der oben mit einer Feder versehen ist und am unteren Ende in einen Holzgriff ausläuft. Man kann immer nur ein Beestea! auf einmal bereiten, die Pfanne dann aber gleich wieder von neuem benutzen. Sie finden diese Pfannen in der hauswirthschaftlichen Abtheilung des Cohn'schen Magazins, Berlin SW., Leipzigerstr. 88, zum Preise von 6 Mark vorräthig. Die Illustration „Frühlingssolimentanz“ in unserer Nr. 40 (S. 317) ist nach einer Photographie aus dem Kunstverlage von William Lutz in London hergestellt.



Antwort auf Anfrage I. Seite 304. Friedrich Brechers Wwe. in Freiheit bei Osterode a. Harz weht aus alten Strümpfen und sonstigen Wollwägen sehr dauerhaften Kleiderstoff. Drei Pfund alte Wollfäden geben ungefähr 6 1/2 Meter Stoff. Die Verfertigungskosten betragen für den Meter 75 Pfennige; mit der dazu erforderlichen rohen Schaafwolle 90 Pfennige.